

Buntes aus aller Welt

Georg Christian Vichtenberg, der berühmte Physiker an der Universität Göttingen, wurde einmal von einem eingebildeten Dohlskopf nach dem Unterschied zwischen Welt und Ewigkeit gefragt. „Die Antwort auf diese Frage werde ich Ihnen wohl schuldig bleiben“, sagte Vichtenberg, „denn wenn ich mir die Welt nehmen wollte, Ihnen das auseinanderzusetzen, würden Sie eine Ewigkeit brauchen, es zu fassen.“

Ein Festessen mit 10 000jährigem Braten. Eine schwedische wissenschaftliche Expedition, die unter Leitung von Prof. Lindborg eine Reise durch die nordibirische Taima unternommen hatte, brachte u. a. auch Überreste eines Mammutts nach Schweden, der wohl erhalten im Eise einer Strommündung gefunden worden war. Die Expeditionsmitglieder gaben nach ihrer Rückkehr ein Festessen, bei dem sie mit dem Fleisch des Mammutts anwesend waren, das natürlich vorher auf seine Beförmlichkeit untersucht worden war. 25 Personen nahmen an dem Essen teil und kosteten von dem Fleisch des Mammutts, der vor mehr als 10 000 Jahren in Nordibirien umgekommen war. Sie behaupten, daß der „Arweltbraten“ ausgesprochen geschmeckt hat.

Ferdinand Vessely, der Erbauer des Suezkanals, war zum Mitglied der französischen Akademie ernannt worden. Auf einer Gesellschaft kam die Rede darauf, und eine Dame wunderte sich sehr darüber und sagte: „Dieser Vessely hat aber doch gar nichts geschrieben!“ Worauf Anatole France bemerkte: „Gnädige Frau, es genügt, daß er die Aktien des Suezkanals unterschrieben hat.“

Die Sinfonie eines Taubstummen wird aufgeführt. In Newyork fand die Aufführung der Sinfonie des 17jährigen Komponisten Andrej statt, die von dem Publikum warm aufgenommen wurde. Andrej, der bisher durch musikalische Schöpfungen noch nicht hervorgetreten ist, ist seit einem Unfall, den er im Alter von 12 Jahren erlitt, taubstumm. Vorher, als Kind, hatte er schon beschlossen, Musiker zu werden. Durch das Unglück schien sein Plan zunichte gemacht, und Andrej beging einen Selbstmordversuch. Die Schaffung der Sinfonie zeigt aber, daß der Künstler alle erheblichen körperlichen Schwierigkeiten zu überwinden verstand.

Mitten im Getümmel der Seeschlacht von Trafalgar, während die Angeln über das Deck setzten, und das Holz zersplitterte, fand ein Matrose noch genügend Zeit, sich auf dem Kopf zu krabbeln, weil es ihn eben dort juckte. Auf einmal holte er bedächtig zwischen Daumen und Zeigefinger an einem Haarkleinchen Tierchen heraus, das ihm auf den Boden fiel. Als er sich niederbückte, um ihm endgültig den Garaus zu machen, ging eine feindliche Kanonenkugel unmittelbar über seinen Rücken und schlug in das benachbarte Schiff eine große Bresche. Da überkam den Matrosen ein Gefühl tiefer Dankbarkeit. Ihm war gewiß, daß ihn diese Kugel völlig zerschmetter hätte, wenn er sich nicht nach dem Tierchen gebückt hätte. So hob er es schonend auf und legte es mit den folgenden Worten auf seinen Kopf: „Weil du mir das Leben gerettet hast, soll es

auch dir erhalten bleiben, aber laß dich nicht zum zweiten Male erwischen, dann erkenne ich dich nimmer.“

Ziegelsteine gegen Nordversuch

So heiß war es in den letzten Tagen in Berlin nun doch nicht gewesen...

Dennoch hing an einer Ecke des Kurfürstendamms plötzlich ein Mann an, mit Ziegelsteinen zu werfen, die er einer Baustelle entnahm. Zur Zielscheibe seines jah ausgebrochenen Jorns hatte er sich das Schaufenster eines Friseurgeschäfts ausgesucht; das Glas klappte, und schrecklich verwundet stürzten die Ziegelsteine auf den Bürgersteig, also sie ihre funtwill aufgetürmte Lodenpracht in den Straßentraum legten und noch im Tode von ihrem harren Mona-Lisa-Lächeln nicht abließen. Dann mußten die Plättchen mit dastehenden Offizieren daran glauben, und in einer Wolke von rosigem Staub brachten die Puderboxen ihr Leben aus. Schließlich hatte der Lohndiener keine Munition mehr, da kamen bereits die ersten Steine wieder zurückgefliegen. Doch die inzwischen alarmierte Polizei verhinderte den wuschlanbenden Friseur daran, selber Raube zu üben, und nahm den Steinwerfer fest. „Man hat mir die Kehle durchgeschlitten!“ schrie der und zeigte auf eine kleine Wunde am Hals, die ihm der Lehrling beim Refizieren beigebracht hatte. Nun geschieht wohl jedem Anfänger in der

Friseurkunst ein paarmal ein solches Mißgeschick, und es würde zu weit führen, jedesmal einen Prozeß wegen Mordabsicht anzuklagen. In unserem Falle jedoch ätzte das unglückliche Opfer um sein Leben und verlangte von dem Leiter des Geschäfts Genugtuung. Vermutlich wurde sie ihm nicht ausreichend gewährt, denn der Mann „mit der durchgeschlittenen Kehle“ verließ den Laden und begann — siehe oben — sein Bombardement. Die Polizei wird ihm allerdings schnell zu einem Plaster auf seine erschreckliche Verwundung verholten haben. Mehr hat sie schwer für ihn tun können, denn auf dem Kurfürstendamms wirt man nicht mit Ziegelsteinen...

Ein ewigjunges Herz

Dies ist die heroische Geschichte der Demoiselle Georgette Mondin, ihres Reichens Hutmacherin in Bordeaux. Ohne daß sie ihrerseits groß etwas dazu tat, hat ihr Schicksal doch mit einem Mal die Stadt Bordeaux so sehr ergriffen, daß alle Welt, zum Teil vielleicht mit einer Spur Ironie, meißt aber doch mit Anerkennung und Kühlung von ihr spricht.

Es ist nun einmal das Geschick des Menschen, daß er alle Tage, unausfallsam, unausschießbar einer Beschäftigung obliegt, die in den verschiedenen Jahrgängen von unter-

schiedlichem Wert, von einem gewissen Zeitpunkt an aber immer unerfreulicher zu sein scheint. Diese Beschäftigung ist — nun, was wohl? — die Gepllogenheit, mit jedem Tag älter zu werden.

Sagen Sie nicht, das sei ein Gemeinplatz. Ein großer Teil aller Ereignisse, aller Komödien, Tragödien, Tragikomödien, die sich unter der Sonne abspielen, sind im wesentlichen auf diese Tatsache zurückzuführen, mit der noch niemand zu hundert Prozent fertig geworden ist.

In diesem Kampf hat sich jedenfalls Georgette, die Hutmacherin, tapfer und zu 99 Prozent siegreich geschlagen. Obwohl...

Es ist — dies kann nicht verheimlicht werden — lange, lange her, daß sie vierzig Jahre alt war. Damals mußte sie wohl den Entschluß gefaßt haben, ihrem kleinen Hutgeschäft auf die natürlichste Weise der Welt einen Chef zu geben. Aber sie bestand darauf, daß dieser Chef ein männlicher Chef sein mußte. Und hier lag der Haken der Geschichte. Denn es wollte sich augenscheinlich niemand finden, der ein Hutgeschäft heiraten wollte mit der obliquen Beigabe der Hutmacherin...

Es ist wohl möglich, daß Georgette in grauer Vorzeit vielleicht allerlei Chancen verkannt hatte. Am Ende kam ihr diese Einsicht aber zu spät? Wie dem auch sei — nach den ersten Festschlägen, sowohl in der Mittags- als auch in der Abendstunde war die taburierte Biergierin die Plinie noch lange nicht ins Korn. Im Gegenteil: nun begann, Jahr um Jahr, ein gewaltiger Kampf, bei dem sie nicht locker ließ. Ein Weltkrieg zog am Horizont vorüber, ein Friede brach später auch, aber die streitbare Hutmacherin führte immer weiter ihren privaten Kampf um die Stabilisierung ihres Lebens, bis vor wenigen Wochen...

Da kam plötzlich aus einer Seitenstraße ein Taxi des Weges gefahren und beschädigte sie, die gerade den Damm überqueren wollte, schwer im Gesicht und am Hals. Es war ihr gutes Recht, vor Gericht ihren Schadenersatzanspruch zu verfechten. Das tat sie auch — und wie sie das tat! Sie klagte um 15 000 Francs Schadenersatz, da durch diesen Unfall ihre Heiratsansichten beträchtlich herabgemindert worden wären.

Der Richter war ein freundlicher Mann. Er unterließ es, sie nach ihrem genauen Alter zu fragen. Aber die Boethei, die er dann doch, ganz gegen seinen Willen ansprach, indem er sagte: „Aber, Angeklagter, man fährt doch eine alte Dame nicht so einfach über den Haufen!“ — diese Boethei hat Georgette ihm doch sehr schwer übelgenommen.

Humoristisches

„Derr Schülze, auf Ihrem Konto haben seit Weihnachten noch sechs Flaichen Selt offen.“
„Was, so lange schon? Da gleichen Sie sie nur endlich weg, die sind doch schon längst schlecht geworden.“

„Lad, lad, schnell, in zwei Minuten ist Ihr Auftritt!“ brüllt der Varietédirektor hinter der Bühne den großen Zauberkünstler an.
„Romentchen“, ruft er und packt seine Requisiten aus, „ich kann doch nicht bezent“

Nationalpolitische Erziehung durch Berufsschulen

Durch den Erlass des Reichsministers vom 11. Mai 1934 ist das gesamte Berufs- und Fachschulwesen dem Reichsministerium für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung unterstellt worden. Das war notwendig, denn die Vereinheitlichung des gesamten Erziehungs- und Bildungswesens erfordert das Vorhandensein einer obersten Zentralbehörde, zu deren Aufgaben auch die Betreuung und Beaufsichtigung aller deutschen Berufsschulen gehören muß. Die Berufsbildung ist heute als ein unentbehrlicher Bestandteil der nationalpolitischen Erziehung anerkannt. Sie soll und muß daher mit den anderen Zweigen des Erziehungswesens in engstem Zusammenhang stehen. Jede nationalpolitische Erziehung, die nicht zugleich auch die Erziehung zum Berufseinsatz, wäre unvollständig. Die Berufs- und Fachschulen sollen dem Nachwuchs des deutschen Volkes nicht nur verstandesmäßige Kenntnisse und mechanische Fertigkeiten vermitteln, sondern vor allem das Berufsethos in ihm wecken und pflegen. Dazu bedarf es der Einordnung des Berufsschulwesens in das gesamte Aufgabengebiet der obersten Unterrichtsverwaltung.

Bisher waren die Gemeinden die Hauptträger des Berufsschulwesens. Sie haben es unter großen finanziellen Opfern auf den hohen Stand gebracht, der überall in der Welt anerkannt und bewundert wird. Die von den deutschen Gemeinden geschaffenen Berufs- und

Fachschulen sind häufig nachgeahmt, aber nirgends erreicht worden. Es ist selbstverständlich, daß ihre Betreuung in finanzieller und organisatorischer Hinsicht weiter zum Aufgabebereich der Gemeinden gehören muß. Aber der nationalsozialistische Staat erhebt heute den Anspruch auf die Leitung der gesamten Jugendberziehung. Er kann diese Aufgabe mit keiner anderen Stelle teilen. Darum mußte das Berufs- und Fachschulwesen, soweit es sich um die Erfüllung der erzieherischen und nationalpolitischen Pflichten dieser Schulen handelt, dem Reichsunterrichts- und Reichserziehungsministerium übertragen werden. Dieses gewährleistet — was die Gemeinden nicht vermögen — die Einheitlichkeit der beruflichen Schulung im gesamten Reich.

Da die Berufsschule im nationalsozialistischen Staate einer der wichtigsten Träger der nationalpolitischen Erziehung ist, mußte sie mit den übrigen Schulen, namentlich mit der Volksschule, in einen engeren organisatorischen Zusammenhang gebracht werden. Auch diese Forderung ist durch ihre Unterstellung unter das Reichsunterrichtsministerium erfüllt. Der große, stolze Bau des deutschen Schulwesens ist durch die Eingliederung der Berufsschulen um ein Stückwerk erhöht worden, das nicht länger entbehrt werden kann, weil die Berufsschule das notwendige Zwischenglied ist, das die schulpflichtige Jugend mit dem berufstätigen Volk verbindet.

Dittha will Sinnun.

Roman von Klara Haidhausen.

Recherrechtlich durch Verlagshaus Manz, Regensburg. 61. Fortsetzung. Nachdruck verboten.

Sie erhob sich und reichte nun auch Dittha die Hand: „Püa Gott, Frau Doktor Bleibn's a recht g'und!“
Nüchsend streifte Franz das tief erzdende Gesicht Ditthas. „Dös ham's net ganz ertat'n“, sagte er heiter, „mir zwoo ghör'n net zamm.“

Ungläubig ließ die Frau ihre Blicke zwischen Dittha und Dr. Hornmann hin- und herwandern, dann schüttelte sie energisch den Kopf und lachte ebenfalls. „Na, na, ich mer nig weismach'n. Es zwoo ghör't's scho zamm, dös g'pür l!“

Es zwoo ghör't's scho zamm — das Wort klang Dittha ständig in den Ohren wie tausendfach süße, goldene Berührung. — Sie lagen Seite an Seite droben auf einer kleinen Lichtung des rauschenden Hochwaldes. Von allen Seiten winkten die roten Dolden der Alpenrosen in verschwenberischer Fülle, ein kleiner Bergbachwasserfall fürzte voll brausender, schäumender, sonnenjuntelnder Wichtigkeit zu Tal.

Und aus dem Rauschen des Wassers, aus all den summennden, zirpenden, zwischernenden Stimmen des Waldes, aus dem fernher wehenden Klingen der Herdenglocken und aus dem unruhigen Schlag des eigenen Herzens — überall das gleiche Wort: Zusammen, zusammen.

Ging's ihr denn nicht auch wie der Frau vorhin, fühlte sie es nicht auch in allen Fibern ihres Wesens, daß sie zu dem Mann an ihrer Seite gehörte für Zeit und Ewigkeit? Trennung? — Heute morgen hatte sie noch daran gedacht. Seht lag dieses böse Wort so weit, so fern, so unwirklich, daß es alle Schreden verloren hatte. Alles in ihr war nur mehr ein gläubig kindliches Vertrauen, ein zuversichtliches Vertrauen, daß ihrem Sehnen bald Erfüllung werden würde.

Dittha blühte zum Himmel auf, der sich wie eine große Glode über ihr spannte, wolkenlos, sonnig, in reinster Bläue. So lag auch ihr künftiges Los vor ihr, das Leben an Franz' Seite. Zusammen, zusammen, — wenn sie je mit unerschütterlicher Gewißheit daran geglaubt hatte, dann war's in dieser stillen Mittagsstunde.

Auch Franz Hornmann lag mit offenen Augen und träumte in die friedliche Schönheit des Hochwaldes hinein. Aber er wagte es nicht, seinen Gedanken so völlig freien Lauf zu lassen wie die glückliche Gährtin. Er war sich klar darüber, daß er nicht einen Augenblick das große Ziel aus den Augen verlieren durfte, das Überwinden, um dessen willen er herbergelommen war. Er durfte die Hand nicht ausstrecken nach dem, was einem andern gehörte. Alles, was da immer wieder aufflammern wollte an vermessenen Wünschen und heißen Begehren, das mußte zum Schweigen kommen — er mußte das große Sehnen lernen.

„Ach, warum war es so verzweifelt schwer, warum lehrten seine Augen immer wieder magnetisch angezogen zu dem reinen, feinen Mädchengesicht zurück, zu den großen klaren Augen, die die ganze Bläue des Himmels in sich aufgelassen zu haben schienen — des Himmels ach, der einem andern lachte!“

Mit einer unmutigen Bewegung warf Franz Hornmann sich zur Seite und brach hastig, auf der Flucht vor sich selbst das Schweigen: „Wie fill Sie auf einmal geworden sind, Lore! Woran denken Sie denn so eifrig?“

Dittha lächelte in sich hinein. Was ich gedacht habe, Liebster? Rein, das kann ich dir nicht verraten! Da muß schon eine Kusrede herhalten. Laut sagte sie: „Ich habe an die arme Frau vorhin gedacht. Mit wieviel leichterem Herzen wird sie nun den bewährlichen Heimweg machen, mit wieviel Hoffnung, daß ihrem Kinde geholfen werden kann. Wie schön das wäre, wenn die Kleine wieder ganz gesund würde!“

Franz setzte sich halb auf und legte das Kinn in die aufgekühte Hand. „Wissen Sie, was schade ist, Lore? Daß Sie nicht Gelegenheit hatten zu rubieren. Sie hätten Argin werden sollen. Kinderärztin.“

„Ach?“ Das Wörtchen zerflatterte laut im Rauschen des Bergbaches, so gepreßt war es aus Ditthas Mund gekommen. „Wie kommen Sie nur plötzlich auf diesen Gedanken, Franz?“

Der Doktor sah nachdenklich vor sich hin. Ja, wie eigentlich? Er hatte auf einmal das starke Bedürfnis verspürt, dem Mädchen an seiner Seite von Dittha zu sprechen und hatte die r... liegende Anknüpfung benutzt — das war es. Leise sagte er: „Warum? Weil ich einmal ein Mädchen kannte, das unendlich viel Ähnlichkeit mit Ihnen hatte — äußere und noch mehr innerliche. Sie ist heute eine berühmte Kinderärztin.“

Nun setzte sich auch Dittha auf und faltete die Hände im Schoß. Tastend fragte sie: „Sie sprachen mir einmal, an dem Tag, da ich zu Ihnen kam, davon, daß ich einem Mädchen gleiche, das Ihnen sehr teuer war. Ist sie es?“

Franz nickte. „Ja, sie ist es. Ich habe sie lieb gehabt. Neber als mein Leben — sie aber hat mich ihrem Beruf geopfert.“

Fragend hob er den Kopf. „Sagen Sie, Lore, könnten Sie das auch? Nein, nicht wahr?“

Ditthas Augen sanken in die des Mannes, wie ein Gebnis klangen ihre Worte über ihn hin: „Ach — ich würde dem Manne, dem mein Herz gehört, mit tausend Freuden jedes Opfer bringen, das er von mir verlangt.“

„Glücklicher Mann!“ murmelte Franz. Da legte Dittha einen Herzschlag lang ihre Hand auf sein welliges Haar — wie eine ganz zarte Liebeslösung war es. „Und Sie sind um dieses Mädchens willen einsam gelieben, Franz? War das nicht töricht? Haben Sie denn keine Frau mehr gefunden, der Sie von Herzen gut sein konnten?“

Er lächelte seltsam müde: „Doch, einmal — aber ich hatte auch damit kein Glück. Denn dieses Mädchen, das mir so viel — nein viel, viel mehr hätte sein können als meine verlorene Braut, war nicht mehr frei.“

(Fortsetzung folgt.)



Die Feuertaufe der württ. Regimenter

Mit den Ulmer Grenadiere in den ersten Schlachten

8. Fortsetzung

Als das Grenadierregiment in den letzten Tagen des Septembers sich mühevoll in den Argonnen zurüchtersuchen suchte, ahnte niemand, daß sich ihm hier ein Kampfgebiet erschloß, mit dem es zu verwechseln berufen war, wie mit keinem weiteren während der ganzen Dauer des Krieges. Ein Zufall hatte es gefügt, daß der Vormarsch die Division in eine Gasse Frankreichs geworfen hatte, von der selbst der Randesbewohner mit einem stillen Grauen spricht. Nur in einigen Dutzend kleinen Ansiedlungen, die sich in die Täler des 40 Kilometer langen und bis zu 15 Kilometer breiten Fortses einfügten, führten wenige tausend Menschen ein weltverfremdetes Dasein und die Waldwege und Schneisen, die bei Regenwetter im Schlamm versinken, sahen höchstens mal ein paar Holzfüßer oder einen Jäger, den das Wildbamben lockte. Sonst aber mochten weite Strecken im Innern des Waldes gewesen sein, die kaum eines Menschen Fuß betraf. Doch jetzt wurde es auf den steil verfallenen Waldhochflächen lebendig und die Schluchten und Steilabfälle hielten wider von dem scharfen Knall moderner Infanteriegewehre und den dumpfen Schlägen der Kanonen von Krupp und Krupp. Ein völlig in sich geschlossenes, an den Waldändern scharf abschneidendes Ringen entwickelte sich, das eine eigenartige Mischung von Waldkampf, Stellung- und Belagerungskrieg darstellte und andere Bedingungen aufwies, als der Krieg im freien Gelände. Diese lagen begründet in der mangelnden Sicht, völlig ungenügenden oder gar unbefähigten Verkehrswege und fehlender Unterkunft. Der Wald, wie man ihn antraf, war eine Wildnis, nicht zu vergleichen mit einem wohlgepflegten deutschen Buchen- oder Tannenwald. Wohl fehlten auch hochstämmige Bäume nicht und man stieß ab und zu auf einen Eichen, der mit Birken, Buchen und auch Eichen bestanden war. Aber nirgends fehlte das unentwirrbare Gestrüpp und Buschwerk, das wissenschaftlich zu zerlegen auch dem Botaniker nicht leicht geworden ist. Mit am augenfälligsten waren die immer grüne Stechpalme, Farn, Haselstraucher und Farn.

Die ersten Eiselkanonen

Daß die Franzosen aus einem solchen Kampfgebiet für ihre Verteidigung das Möglichste zu machen verstanden, war bei ihrer Kenntnis und der anerkannten Gewandtheit in der Geländebekämpfung selbstverständlich. Hinter Abwehrlinien, in Erdlöchern und Hochhütten lagen ihre Geschütze, hinter denen, durch Drahtverhau geschützt, die Masse ihrer Infanterie lagerte. Jede Bewegung im Laub mußte dem Gegner offenbar werden und schon beim geringsten Rascheln fuhr ein blindlings abgegebene Salvenfeuer hindurch. Baumhöhlen saßen auf hohen Bäumen und verlockten nach rückwärts Einblick zu gewinnen. Auch kleine Gebirgsstücke, Schwämme oder Eiselkanonen genannt, sowie mehrere Batterien Feldartillerie tauchten sehr bald im Walde auf. Dem gegenüber sah der Angreifer nichts von seinem Gegner und verpaßte nur sein Feuer. Lage und Art der Stellung, wie die Stärke blieben in völliges Dunkel gehüllt und es war klar, daß unter solchen Umständen jedem weiteren Vorgehen eine eingehende Erkundung vorausgehen mußte, wenn man nicht die schmerzlichen Verluste wagemutiger Patrouillen unnötigerweise vervielfältigen wollte. Wer daher Erfolge erzielen wollte, der mußte zunächst in zerräuberndem Kriechen sich an den Feind heranpirschen; nicht einmal gebückt, geschweige denn in aufrechter Haltung war eine Beobachtung möglich.

Ausräubern und Scheinangriff

Ein Geplänkel kleiner Streifpatrouillen, so einzelner Leute war so der Anfang des Stellungskrieges in den Argonnen, an den sich zu gewöhnen, der Truppe und der Führung nicht leicht fiel. Das Stillliegen an der gleichen Stelle sagte niemand zu und in den Tagen des 1.-4. Oktober wurde mehrmals versucht, dem Feind energischer auf den Leib zu rücken. Auch deutscherseits wurden Geschütze und Revolverkanonen bis in die Infanterielinie vorgezogen, Pioniere machten mit und der Pioniergeneral Kämpfer übernahm selbst die Leitung. Die linken Nachbarn, die 3. Jäger, sollten den Bagatelle Pavillon nehmen und das Regiment in genau südlicher Richtung den Angriff mitmachen. Es wurden aber nur schwache Fortschritte erzielt, da den durchs Gestrüpp sich vorarbeitenden Schützen vom gegenüberliegenden Hang jedesmal ein vernichtendes Feuer entgegenhielt. Man versuchte es auch mit allerhand Kisten, die aber auf den Gegner keinen aröhen Eindruck machten; man

wollte ihn sogar durch Anzündung des Unterholzes mit Zelluloidspänen anrühren und auf diese Weise vertreiben. Des weiteren wurde am 2. nachmittags 6.30 Uhr mit Hurraufen, Pfalen und Trommeln ein großer Scheinangriff dargestellt und erst um 10 Uhr abends der tatsächliche Angriff begonnen. Kaum aber waren die Truppen im Vorgehen, so gebot ihnen der durch den Lärm schon vorher aufmerksam gemachte Gegner mit seinem Salvenfeuer ein entscheidendes Halt. Hauptmann Groß, der tapfere Führer der 10. Kompanie, der mit den Worten: „Mit Gott für König und Vaterland“ angetreten war, lag durch den Kopf geschossen tot inmitten seiner Kompanie; 4 Grenadiere teilten sein Los, 23 wurden verwundet und 3 blieben vermißt. Noch schwerere Verluste hatte ein Angriff am 4. Oktober. Sorgfältig vorbereitet erwartete man diesmal bestimmt größeren Erfolg, trotzdem die vorhergegangenen Erkundungen noch immer kein klares Bild von der Lage des Gegners ergeben hatten. Erst lange später zeigte sich, daß er sich ausgezehrt eingebaut hatte. Meist waren seine Gräben mit Sandboden eingedeckt; nur in tiefer, d. h. so lange der schwarze Humusboden reichte, ausgehoben, waren sie selbst aus geringer Entfernung nicht zu erkennen. Bäume waren gefällt, Drähte gespannt, Äste gestrikt und vielfach verschlungen — und dies alles sollte im feindlichen Feuer überwunden werden, welches aus niederen Unterständen herausdröhnte. Wohl schossen vor dem Angriff unsere Artillerie und Minenwerfer, aber beim Mangel jeder Beobachtung konnte von einer nennenswerten Wirkung keine Rede sein. So gingen denn die mit Drahtschere ausgerüsteten Pioniere und Infanteristen, hinter welchen ziemlich dicht die Sturmkolonnen folgten, ins Ungeviß hinein, und dem ungeschwächten Gegner war es nicht allzu schwer, sich seiner Haut zu verwehren. Ohne selbst kaum einen Mann zu verlieren, schoß er den bis an seine Drahthindernisse vorgedrungenen Gegner in aller Ruhe ab, dem nichts anderes übrig blieb, als sich schleunigst einzugraben oder in die Ausgangsstellung zurückzuziehen. 11 Tote (darunter Oberleutnant Abele und Leutnant Stahl), sowie 47 Verwundete kostete auch dieses Unternehmen, wodurch die Lust zu weiteren Angriffen über freies Gelände eine Zeitlang vergangen war.

Argonnenhöhlen und „Abendregen“

Die schweren Verluste dieser erfolglosen Tage zwangen die Truppe in den Boden; ein Grabensystem entstand. Die Linie, in der das Regiment sich erstmals eingescharrt hatte, wurde die Stellung I genannt und von dieser schoben sich im Lauf der Tage Annäherungswege, Sappen und weitere mit der ersten Stellung gleichlaufende Gräben dem Feind entgegen. Ursprünglich lag das ganze Regiment in einer Front in eben genannter Stellung; doch schon nach wenigen Tagen war bereits über Stellung II hinaus bis zu 300 Meter südlich vorgedrungen und mit Stellung III auf die dort verlaufende Mulde, das Moreau-Tal, Hand gelegt worden. Damit war auch eine gewisse Wiederherstellung des Regiments möglich; Unterstellungen und Melieren wurden ausgeschieden und in den rückwärtigen Stellungen untergebracht. Durch Verbindungswege wurden sie miteinander verbunden und diese feindliche Einfluchtnahme mit Ästen und Zweigen verdeckt. In den Anfangsstadien waren es keine Gräben im landläufigen Sinne, vielmehr eine Reihe nebeneinander liegender, niedriger Laubhütten, die vorne für das Gewehr und seine Auflage offen waren und nach hinten in ein Erdloch zum Sitzen und Liegen des Schützen ausgingen. Das waren die ersten Unterchlupfe von Offizier und Mann, in die jeder Windstoß hineinblies und jeder Regenschauer seinen Weg fand.

Diese Erfahrungen führten bald zu allerhand Verbesserungen des Unterstandsbaus, zu dem der Wald seine Stämme in reichster Fülle lieferte. Gleichzeitig mit dem Ausbau der Gräben, die schon in den ersten Oktobertagen das Bild eines Raschennetzes annahmen, entstanden damit auch die Argonnenhöhlen, von denen die des Regimentsstabs und der Bataillonskommandeure an der bereits erwähnten Westostschneise die ersten waren. Ganz wurde an die Arbeit gegangen und auch bei Tag gestaltete der dicke Wald die Arbeit auf freiem Boden. Nur der vom jenseitigen Hang herüberkommende Stachelregen nötigte zeitweilig zur Unterbrechung, hauptsächlich zur Abendzeit gehärteten sich die Franzosen in ununterbrochenen Salven wie wild und bald hatte sich dieses sinnlose, aber immer wiederholte Schießen den Namen „Abendregen“ eingetragen. Sobald er einsetzte, warf sich alles platt auf den Boden und ließ die Augen über sich hinwegfließen, deren Surren, Zischen und Singen in der Luft und

im Blätterwerk im Verein mit dem hellen Schlag der Baumquerschläger eine merkwürdige Musik abgaben. Dabei schoß der Franzose viel zu hoch, und es kam nicht allzu selten vor, daß verirrte Kugeln über den Wald hinweg bis Binerville flogen, wo sie an einer Hausstirne oder einem Scheunentor mit einem leichten Seufzer ihre Laufbahn beendeten. Aber es gab doch auch manchen Zufallsreffer dabei, und kaum ein Tag verging, wo man nicht Kameraden zum Waldfriedhof hinaustrug. Etwas nördlich vom Regimentsgelechtsstand, an der im Nachtmarsch des 29. Septembers erreichten Waldlichtung, lag er an einem fremdblichen Plätzchen, rings von hohen Bäumen umgeben; hinterm Höhenrand gegen Feuer einigermaßen geschützt, hatte man seine bessere Stätte finden können. Am 3. Oktober fand dort für die ersten Opfer des Waldkampfes eine schlichte und eindrucksvolle Trauerfeier statt; die Sonne warf ihre blickenden Strahlen durchs goldgelbe Laub, die Artillerien schossen den Trauerschein, ein Flieger zog einsam seine Bahn über die sich schliefenden Gräber.

Sappenangriff mit den ersten Handgranaten

Mit der zunehmenden Vertiefung der Gräben sank die Verlustziffer. Das tollkühne Anstürmen im Wald wich einem vorsichtigen Abstoßen der Linie des Gegners, von der man sich nach und nach einigermassen zutreffendes Bild machen konnte. Er sah in zwei unzusammenhängenden Linien am jenseitigen Hang und wartete in aller Ruhe das weitere Verhalten der Deutschen ab. Diese änderten ihr bisheriges Verhalten und gingen zum Sappenangriff über. Wohl war diese Art des Angriffs langsamer, als der freie Sturm, aber die zuerst angewandte Angriffsmethode mußte aufgegeben werden, wenn die Regimenter nicht allzu schnell zusammenschmelzen sollten. Daß man auf diese Weise die Franzosen nicht aus dem Argonnenwald vertreiben konnte, war klar; kam man doch mehr als 4 Meter durchschnittlich im Tage in der Sappe, unter der man sich einen im Zickzacke festrecht auf die gegenüberliche Linie zulauenden Graben zu denken hat, nicht vom Fleck. Aber den Gedanken an einen frisch-fröhlichen Bewegungskrieg war man noch nicht los geworden und hielt die Schaulustigkeit nur für eine vorübergehende Erscheinung. Von dem Plan größerer Angriffe wurde es jedoch bald stiller. General Kämpfer schied am 13. Oktober aus seiner Stellung als Angriffsführer und den Bataillonen bzw. Regimenten blieb es zunächst überlassen, sich durch den aus Lehm, Wurzeln und Geröll bestehenden Waldboden hindurchzubuddeln, wo und wie es der Gegner zuließ. Von Sappe zu Sappe spielte sich der Kampf ab und die Truppe aus sich heraus mußte empfinden, wann der Augenblick günstig war, dem Gegner Abbruch zu tun. Ihr wurde hierbei die Handgranate zur willkommensten Waffe und, ehe diese mit allen technischen Feinheiten ausgestattet in der Kriegsindustrie zur Herstellung kam, wurde sie in den Argonnen von der Truppe selbst aus Blechbüchsen und Konservendosen behelfsmäßig angefertigt. Ganz besonders wirksam waren die von den Pionieren angefertigten sogenannten geballten Ladungen. Neben ihnen spielte der Minenwerfer eine Rolle, welcher ständige Köpfe ebenfalls zur behelfsmäßigen Anfertigung von Burl-

maschinen aller Art verflocht. Als Hilfswaffe gewannen ferner die Maschinengewehre erhöhte Bedeutung, von denen einige in überhöhter Stellung rückwärts zur Befreiung der Schneisen aufgestellt wurden und manchen vorwärtigen Franzosen zur Strecke brachten.

Die Grenadiere werden Pioniere

Die vordersten am Feinde in den Sappenkäpfen waren die Pioniere, zugleich die Lehrmeister, zu deren Tätigsten Oberleutnant der Reserve Räder und Bizefeldwebel der Reserve Bodenhöfer zählten. Aber ihre Zahl war klein und der Infanterist merkte bald daß auch er, ohne es zu wollen, zum Pionier geworden war. Wie man eine Sandfackelstellung baute, einen Sappenkopf einrichtete, Stahlschilde einsetzte, einen genommener Graben „umdrehte“ u. a. m., das hatte er bald gelernt. Die Lehrschule, die den Pionieren zu danken war, hat so reiche Früchte getragen und das kameradschaftliche Zusammenleben mit den Pionieren war gerade in den Argonnen vorbildlich. Mit ihnen um die Wette schaukelten die Grenadiere und keine Minute kostete die Arbeit. Die Unterstände verschwand mehr und mehr im Boden, die Gräben wurden tiefer, erhielten Verschallungen, Ausweichtstellen, Schulterwehren und Latrinen, die Sappen wurden länger. In gewisser Entfernung machten sie links und rechts um und eine neue Stellung war entstanden. Der Gegner empfand ein solches Näherkommen äußerst unangenehm, begann sich energischer zu wehren und fühlte sich für Nacht mit seinen Patrouillen an die Sappenköpfe heran, die sehr bald mit besonders ausgewählten, zuverlässigen Leuten gesichert werden mußten. Aber sich ein Draht- oder Laubgeflecht zum Schutz gegen Handgranaten, vor sich die Stahlblende, links und rechts das Dickicht des Waldes, hing Aug und Ohr an jeder Bewegung, an jedem Rascheln im Buschwerk. So oft die Sinne täuschten, so oft schlug das Herz rascher, die Pulse hämmerten, die Nerven lieberten. Stier suchte das Auge die nächsten Meter zu ergünden, bis eine Kugel dem allem ein Ende machte oder nach zweistündiger Wacht ein anderer die Stelle einnahm. Denn trat der Mann zurück und nahm für die nächsten Stunden den Spaten in die Hand.

Fortsetzung folgt.



Ein Denkmal für den japanischen General Nanaoka, wegen seines Schurkcharakters noch berühmter als wegen seiner militärischen Leistungen.



Streckenkarte des Europafluges, der vom 7.-15. September ausgetragen wird. Seit dem 28. August findet in Warschau die technische Vorprüfung statt.